

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

S. FISCHER



ZSUZSA BÁNK

Sterben im Sommer

S.FISCHER

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich der S. Fischer Verlag zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas und der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen. Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt. Weitere Informationen finden Sie unter:
www.klimaneutralerverlag.de



Originalausgabe

Erschienen bei S. FISCHER

© 2020 S. Fischer Verlag GmbH, Hedderichstr. 114,

D-60596 Frankfurt am Main

Satz: Fotosatz Amann, Memmingen

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-10-397031-9

Der Sommer wirft sein stärkstes Gelb auf uns, aber wir reden vom Winter. Auf der Fahrt nach Südosten, Würzburg, Regensburg, Passau, Wien, dann Ungarn, Sopron, Sárvár, erzählt meine Mutter vom Winter, es ist schweißtreibend heiß, aber sie erzählt von Eis und Schnee im Januar 1973, als meinen Eltern in ihrer kleinen Frankfurter Wohnung am Telefon ein Telegramm diktiert worden war. Ein Telegramm aus Ungarn, in ungarischer Sprache aufgesetzt, vom deutschen Telegrafenamnt vorgelesen, in neutralem Ton, ohne Wertung, ohne Deutung und Wissen, Buchstabe für Buchstabe, weil die Wörter keinen Sinn ergaben, nicht für ein deutsches Ohr. Mein Vater hatte den Hörer abgenommen, Zettel und Stift bereitgelegt und wiederholte jeden Buchstaben, meine Mutter schaute voller Angst zu ihm, weil sie ahnte, vielleicht schon wusste, was jetzt kommen würde, weil es nicht unerwartet war, sondern etwas, auf das ihre Befürchtungen seit Wochen zuliefen. Mein Vater hatte angefangen aufzuschreiben, setzte den Stift aber schnell ab. Die ersten vier Buchstaben des Wortes reichten aus, um es vollständig zu begreifen, sein Ausmaß sofort zu erkennen: m-e-g-h. Mehr war nicht nötig, um zu wissen, wie sich das ganze Wort zusammenfügte, wie es beschaffen war und auf was es hindrängte, was es sagen wollte und uns allen überbringen würde, »meghalt« – ist gestorben.

Meine Mutter erinnert sich, wie sie die lange dunkle Reise in ihr Heimatdorf antrat, das sie sechzehn Jahre zuvor während des Ungarnaufstands Hals über Kopf verlassen hatte. Freunde hatten ihr geraten, mit der Abreise nicht zu zögern, mit dieser Fahrt ins Ungewisse, in all ihre Unwägbarkeiten, also nahm sie den Nachtzug von Frankfurt nach Wien, ging am Morgen für ihr Visum zu Ibusz, dem staatlichen ungarischen Fremdenverkehrsbüro, der Anlaufstelle aller, die im Kalten Krieg von West nach Ost, von Österreich nach Ungarn reisten, also in die Richtung, in die sonst niemand wollte, gegen den Strom. An diesen düsteren, klirrkalten Winter erinnert sich meine Mutter, an seine dunklen Eis-tage und hellen Schneenächte, während die Sonne auf unser Auto knallt und die Felder ringsum verdorren, an ihre Mischung aus Trauer, Lähmung und nervöser Angst, es nicht zu schaffen, nicht rechtzeitig zur Beerdigung zu kommen, um ihren Vater ein letztes Mal zu sehen, wenn auch tot.

In diesem Dorf sitzen wir dann einen Tag später, vor dem Haus meiner Tante und Cousine, im Garten, mit Blick auf die nahen Weinhänge, umgeben von Oleander und Kirschbäumen, die ihre Früchte schon abgeworfen haben, in einem Paradiesgarten, in dem die Erinnerung an diesen Winter 1973 unvergänglich bleibt. Meine Cousine erzählt, dass sie damals glaubte, jetzt sei das Ende der Welt gekommen, das vége a világnak. Sie hatte die Gardinen am Fenster beiseite geschoben, dicke Schneeflocken fielen, ihren Vater sah sie in Hut und Mantel mit finsterer Miene durchs Schneetreiben gehen, langsamer als sonst, zögernd wegen der Nachricht, die er für sie hatte, und sie wusste, das Weltende war da, jetzt ist es gekommen, Großvater ist gestorben und hat unser Weltende eingeläutet.

Obwohl wir in Ungarn den hell leuchtenden Sommer gesucht haben, finden wir auch diesmal Krankheit und Tod, dieses sich fest umschlingende Paar, es drängt sich auf, und man wird es nicht los, wie eine Klette haftet es, klebt an einem, es will dazugehören und tanzt mit, krallt sich fest, löst sich nicht aus seiner Umarmung. Jeder hat seine Geschichte von Krankheit und Tod, jeder hat seine Verluste, seine schwarzverästelten Bilder, die nicht verblassen. Die Toten sind nie tot, sie gehören in die ersten Sätze einer Begegnung, eines Gesprächs, sie sitzen in den Gärten, an den Tischen, vor den Suppenschüsseln, den Körben mit dem aufgeschnittenen weißen Brot, und befehlen, so, nun redet von mir, lasst nicht nach, hört nicht auf, von mir zu reden. Die Wunde ist verheilt, aber die Narbe meldet sich zurück, hier unter dem Kirschbaum, unter der Akazie, wann immer sie Lust hat und findet, jetzt wäre der Augenblick, jetzt wäre es wieder an der Zeit. Meine Mutter weint nach all diesen Jahren noch um ihren Vater, meine Cousine und ich, wir weinen nach all diesen Jahren noch um unseren Großvater, der Schmerz ist nur in etwas Alltägliches übergegangen, er verteilt sich auf alle, die sich um den Tisch versammeln, jeder nimmt ein Stück davon und schluckt es mit Brot und Suppe herunter.

Ich bin aufgebrochen, um meinen kranken Vater in seinen Ungarnsommer zu fahren. Ihn im Dorf abzusetzen, vielleicht an den Balaton mitzunehmen. Ihn noch einmal diesen Walnussbaumsommer spüren zu lassen, einmal noch im Café am Kisfaludy-Strand ein gekühltes Soproni für ihn zu bestellen und mit ihm aufs weite Blau zu schauen. Aber seit wir angekommen sind, geht es ihm schlechter, jede Nacht bangen wir. Ein Fieber hat ihn überfallen, es will nicht wei-

chen, die Klinik zu Hause sagt mir am Telefon, er muss sofort behandelt werden. Meine Cousine verbietet mir, ihn in ein ungarisches Krankenhaus zu bringen, niemand hilft dort, sagt sie, die Menschen sterben in der Notaufnahme, also fahren wir nach Eisenstadt, auf österreichischer Seite das nächstgelegene Krankenhaus. Nicht weit von hier ist mein Vater vor mehr als sechzig Jahren über die Grenze geflohen.

Wir warten in Eisenstadt bis zum Abend, aber es wird kein Bett frei, er soll in eine andere Klinik nach Niederösterreich, die Ambulanz wird ihn bringen. Zum Abschied sage ich, in ein paar Tagen hole ich dich ab, wir sitzen am Balaton und bestellen zwei Soproni, ich spiele Zuversicht, lege Normalität in meine Stimme und lasse die Angst nicht zu, ich lasse nicht zu, dass sie meine Wörter anfasst, sie bindet, eintrübt und lähmt, seit einiger Zeit habe ich Übung darin, die Dinge herunterzuspielen, ihre Grausamkeiten wegzuschieben und zu übergehen, ihnen die Spitze zu nehmen. Doch das Fieber hält uns in Atem, an allen folgenden Tagen wird es gegen Mittag verschwinden, aber am Abend zurückkehren und steigen, immerzu warte ich auf einen Anruf, auf die Klinik, die Ärztin, die Krankenschwester, auf meine Cousine im Paradiesgarten, meine Mutter in ihrem Sommerhaus zwei Straßen weiter, meinen Bruder in Berlin, sie alle gehören zum Reigen aus Furcht und Anspannung, zu unserem Netzwerk der Sorge. Während meine Kinder in den Balaton springen und sich beim Wasserpolo austoben, den Ball mit ihren Fäusten in den Himmel jagen, stehe ich am Ufer und nehme die Anrufe entgegen, bei jedem Klingeln saust Angst in meine Kehle, in diesem gleißenden Sommer mit all seinen verlässlichen Vergnügungen und Schmeicheleien habe ich angefangen, mit dem Schlimmsten zu rechnen.

Einen großen Sommer wollten wir, vielleicht den letzten. Tage, die sorgenfrei, vielleicht sogar schmerzfrei wären. Tage, an denen der Krebs ruht. Schläft, nicht aufwacht. Einfach durchschläft. Sich nicht rührt. Sich höchstens auf die andere Seite dreht – und dann weiterschläft. Ja, der Sommer ist groß, wie er hier immer groß ist, die Grillen zirpen mit Hingabe, die Temperatur klettert jeden Morgen hoch, und die Wälder rauschen lauter, sobald ein Wind aufkommt. Die Straßen, die schmalen, endlosen Asphaltadern, gehören am Abend allein mir, wenn ich vom Krankenhaus zum Dorf oder weiter vom Dorf an den Balaton fahre. Ich fahre dreitausend Kilometer diesen Sommer. Ich kaufe Vignetten, ich reise von Land zu Land, von Grenze zu Grenze, Slowakei, Österreich, Ungarn, von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, ich wechsele die Sprachen, Ungarisch, Deutsch, Englisch, ich komme durcheinander. Mein Vater wandert von Krankenhaus zu Krankenhaus, durch eine Folge aus Stationen. Am Ufer von Balatonfüred, wo ich gerade im Badeanzug unter einer heißen Sonne stehe, erreicht mich seine Ärztin, mein Vater muss operiert werden, in wenigen Minuten wird er mit dem Helikopter ins nächste Krankenhaus gebracht, eine Stunde nördlich von Wien. Während meine Kinder beim Wasserball kreischen, winken, springen, die Wasseroberfläche ohrfeigen, kopfüber hinabtauchen und Handstand üben, steigt irgendwo hinter Bratislava ein Hubschrauber mit meinem Vater in die Luft. Ich lege meine Hände zusammen und schicke meine Gebete über den blauen See.

Neu ist es nicht, auch nicht überraschend, Krankheit und Tod gehörten in Ungarn immer dazu, seit ich denken kann, seit wir die Sommer hier verbracht haben, waren sie hier zu Hause. Nur dass *wir* jetzt die Hauptfiguren sind, nicht die

anderen. In jedem Jahr, auf das wir zurückblicken, musste jemand gehen, in jedem Jahr mussten wir von jemandem Abschied nehmen, jemanden hergeben und loslassen. Krankheit und Tod waren die ungebetenen Gäste, klopfen an, setzten sich an unseren Tisch, aßen von unseren Tellern. Die Menschen starben in ihrer Küche, ihrem Bett, bei der Gartenarbeit, der Feldarbeit, beim Kirschenpflücken, beim Schweinefüttern, auf dem Weg zur Kirche, zum Wirtshaus, auf dem Fahrrad, dem Moped, beim Laufen, Spielen und Toben. Eigentlich nie im Krankenhaus. Das Sterben war nicht ausgelagert, es geschah unter Zeugen. Nicht nur die Alten starben, auch die Jungen, die Kinder starben, die Säuglinge. Die ärztliche Versorgung war mangelhaft, Medikamente gab es zu wenige. Meine Cousine erzählt an einem dieser lauen Abende, dass nur sie und ihre Brüder gegen Polio geimpft wurden, nur sie und die Kinder des Dorfärztes. Den Impfstoff hatte meine Mutter von ihrem ersten in Deutschland verdienten Geld gekauft und mit der Post geschickt.

Immer haben mich meine Eltern so selbstverständlich, mühelos auf ihre leichte Art umgeben – dass es in den vergangenen Jahren jeden Tag hätte vorbei sein können, habe ich nie zu ernst genommen, aber doch geahnt und mit ein paar abseits liegenden, versteckten Nervenenden erspürt. Deshalb bin ich im Jahr zuvor nach Ungarn gereist, um sie in ihrem Sommerhaus zu besuchen, deshalb ist mein Bruder im Jahr zuvor nach Ungarn gereist, um sie in ihrem Sommerhaus zu besuchen, mit unserem Vater an den Balaton zu fahren und weit hinauszuschwimmen. Für so eine jó úszás, wie man an den Ufern sagt, so ein gutes Schwimmen, ein gutes Stück Schwimmen, ein ordentliches Stück Wasser,

Kraulen und Tauchen, Sich-auf-den-Rücken-drehen, den Himmel abtasten und dann Weiterkraulen, eine gute, lange Schwimmerei durch See und Himmel, Wasser und Luft. Man kann es nicht vollständig übersetzen, im Ungarischen klingt etwas mit, das keine Übersetzung fassen kann, »gut« für »jó« ist zu wenig, zu klein, zu mager. Diese jó úzás ist das Kernstück des ungarischen Sommers, die Mitte des Sommers, der Punkt, auf den alles zulaufen soll. Man springt in den See und schwimmt weit hinter die letzte Abgrenzung, hinter die Boote der Rettungsschwimmer. Es ist mehr als schwimmen, es ist eine Art, sich von den Dingen zu entfernen, nicht bloß vom Strand und seinem Treiben, sondern von allen Dingen, die sonst das Leben ausmachen und zusammenhalten, von der Welt, in der dieses Leben stattfindet und diese Dinge sich sammeln. Weit draußen im See, wo das Blau des Wassers nach dem Blau des Himmels greift und in Wettstreit mit ihm tritt, scheint diese Welt unerheblich, vergessen. Schon am Morgen stellt man sich deshalb die Frage, sobald man den ersten Blick auf den See wirft, um zu sehen, ob er grün, blau oder türkis ist, still oder vom Wind zerwühlt: Gibt mir der See heute so eine jó úzás?

Als ich an einem dieser Nachmittage in Balatonfüred weit hinausgeschwommen und dann aus dem Wasser gestiegen bin, hat mich jemand am Ufer, an den Treppenstufen, die in den See führen, angesprochen und anerkennend gesagt: Na, das war aber eine jó úzás! Ich habe gelacht und erwidert, ja, unbedingt, das war es, eine jó úzás! Es meint das Gefühl, es spricht das Große, Freie und Schwerelose darin an, die Stunden der Leichtigkeit im sonnenwarmen Wasser, es meint das ausgiebige Im-Wasser-Sein, das nicht enden will, für das es keine Zeit gibt. Das hatte unser Vater uns

früh beigebracht: nebeneinander, miteinander im Wasser zu sein, vielleicht war es das Erste, was er meinem Bruder und mir beibrachte, nahebrachte und das uns ohne Worte, ohne Erklärungen immer auf natürliche Weise verbunden hat. Das hatte er in allen Sommern hier mit uns geübt und geteilt: die Liebe zum Wasser, das gute Schwimmen, diese großartige, phantastische Schwimmerei – diese jó úzsás.

Spielt er jetzt ein verrücktes Spiel mit uns? Hat er sich vorgenommen, uns hier festzuhalten? Ein Netz aufgespannt, in dem wir uns immer wieder verfangen? Jagt er mich kreuz und quer durch dieses Land, das früher einmal seine Heimat war? Vor kurzem haben wir über sein Sterben gesprochen, er will in Ungarn begraben sein, aber wir wollen ihn in unserer Nähe wissen. Also steckt er vielleicht deshalb fest in der Mitte, auf halbem Weg, zwischen unseren beiden Welten, als habe er sich das so ausgedacht, als könne er das so beeinflussen. Er traut mir nicht, was sein Grab betrifft, meine Cousine hat er deshalb beschworen, ihr aufgetragen, dafür zu kämpfen – was im Ungarischen stärker klingt als im Deutschen, das ungarische harcolni klingt nicht nur nach kämpfen, sondern nach einer blutvergießenden Schlacht, die einem alles nehmen kann. In ihrem Paradiesgarten sage ich zu ihr, lass uns nicht kämpfen, bitte, nicht deshalb, auch ich brauche einen Ort, an dem ich meinen Vater besuchen kann, wenn er nicht mehr lebt.

Nach der Operation in Mistelbach liegt er unter Schläuchen und Hightech-Apparaten, ich stehe am Krankenbett und halte seine bebenden Hände, spreche zu ihm, auch wenn ich nicht weiß, ob er mich hören kann, überhaupt merkt, dass wir hier sind. Ich schaue zum Holzkreuz an der

Wand, in meinem Kopf beginnt es zu raunen, dann nimm ihn jetzt mit und überspring den Rest, erspar ihm die Qual, bitte, ich kann es aushalten, wir werden es aushalten können. Aber der Tod wartet. Sterben passt offenbar nicht zu diesem Blau, das sich auf meiner Fahrt zurück zwischen Pannonhalma und Zirc unter die wenigen Wolken pinselt. Ich höre Stevie Nicks, eine Amerikanerin treibt mir in Ungarn die Tränen in die Augen, eine Amerikanerin lässt mich unter ungarischem Himmel in meinem deutschen Auto weinen, weil sie fragt, can I handle the seasons of my life?, und ich ihr antworten muss, no, I can't, I just can't handle them. Ich kann mit den Jahreszeiten meines Lebens nicht umgehen, besser: Mit dieser Jahreszeit meines Lebens kann ich nicht umgehen. Ich wiederhole für mich: Zum Sommer passt das Sterben nicht. Sterben gehört zum Winter.